

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 35 (1931-1932)
Heft: 18

Artikel: Die indische Amme : eine Geschichte aus meiner Jugend
Autor: Schmidtbonn, Wilhelm
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-670340>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die indische Amme,

Eine Geschichte aus meiner Jugend, von Wilhelm Schmidtbonn.

So klein war die Stadt meiner Jugend, daß vor dem größten Hotel auf dem Marktplatz zwischen Buckelsteinen Gras wuchs. Der Marktplatz war dreieckig, oben stand ein Rathaus, zierlich und schönfensterig, ein Rokokoschloß, mit zweiflügeliger Freitreppe. Rechts und links daran hingen sich Ketten von zwergigen Giebelhäusern.

In der Mitte des Platzes stand ein Obelisk hinter einem runden Eisengitter, ein ewiger Gefangener. Auf zwei Seiten tönte in heißen Sommertagen Wasser aus Löwenmäulern in Steinschalen und schlieferte ein Dutzend Pferde ein, die wartend vor ihren Droschken standen. Die Droschken waren groß wie für ganze Familien.

Als Jungs versteckten wir uns in einem Hausflur und trillerten auf einem Blechpfeifchen. Dann warfen alle Kutscher die Decken von ihren Pferden, schraubten die Bremse los, falteten im Hinaufsteigen auf den Bock die Decken, schlügen auf die Pferde ein, begannen ein Wettrennen nach dem Hotel hin, nach dem vermeintlichen Gast, in dessen Auftrag der Portier den Pfiff in die Luft geschickt hatte. Wenn sie ankamen in einem Tempo, daß man jeden Augenblick dachte, die Räder brechen zu sehen, ergab sich, daß der Portier nicht gepfiffen hatte. Die Kutscher wußten nun genau, wer sich wieder einmal in die heiligen Portierrechte gesetzt hatte. Aber die Ohnmacht, uns zu erwischen, und fast ein gewisses Kameradschaftsgefühl mit denen, deren Feld die Straße ebenso war wie das ihre, ja sogar eine Art Spiel- und Sportfreude ließen sie gutmütig über den Streit hinwegsehen. Einmal aber fuhren fünf Wagen derart ineinander, daß sie nur mit verbogenen Türen, gebrochenen Rädern, blutenden Pferden auseinander zu klauben waren. Da suchten, während der Portier im goldenen Mantel wie ein König zusah, die Kutscher nach bestimmtem System sämtliche Hausflure ab, bis sie uns erwischten und nach Droschkenkutscherart bestraften. Das heißt, nie böse, nie hart, aber dennoch sehr fühlbar; sie schwangen uns hinter sich, nahmen von hinten unsere Köpfe zwischen die Beine, so daß in dieser Umklammerung vorn nur unser Kopf herauszah, und bearbeiteten diesen Kopf, von dem der Hut herabfiel, mit der selbst im Zorn gütigen Kraft breiter Faust-

knöchel, die sie langsam auf der kindlichen Schädelwölbung herumdrehten.

In diese Stadt kam alle paar Jahre ein Wundermensch. Ja, er kam auf diesen Platz, in unsere eigene Familie, wohnte in unserem Hause, nachdem er vier Wochen zur See gefahren und täglich und ständig von unseren Kindern auf dem Atlas begleitet worden — man hörte das Meer rauschen, ja man roch geradezu Salz, spürte den Wind am Ohr, wenn der Finger mitten im großen tiefen Blau der Meerfläche im Atlas hielt.

Dieser Wundermensch war ein Kaufmann aus Indien, das heißt ein Deutscher, der als junger Mensch ausgereist war und nun nach zwanzig Jahren zum Besuch zurückkehrte. Wir nannten ihn den Onkel aus Indien, obwohl er nur entfernt verwandt mit uns war. Aber der verwandtschaftliche Titel steigerte bei den Spielkameraden zu sehr unser Ansehen, als daß wir nicht um diesen kleinen Grad die Wirklichkeit ausgebaut hätten.

Der Onkel aus Indien war ein rüstiger Mann, mit englisch geschnittenen blonden Bartbüscheln an beiden Wangen, goldener Brille, dickem schwarzem Radmantel, unter dem er selbst im Hochsommer fror, und vielen Koffern.

Was brachte er alles mit! Tücher und Stoffe, eingemachte Früchte, so stark, daß man herauscht wurde, und vor allem Hunderte von kleinen Tonfiguren, mit Kleidern aus Tuch, gemalten Gesichtern und Händen, Vertreter aller Berufe in Indien: Wasserträger, Polizisten, Brahmanen; man konnte sie in langen Kolonnen auf den Tisch stellen oder Theater mit ihnen spielen. Wo sind sie hingekommen, all diese beglückenden Dinge der Jugend? Unerfindlich, nicht einmal ein Stäubchen hat sich von ihnen erhalten!

Solange der Onkel in der Stadt blieb, nahmen wir Geschwister an den Spielen der Kameraden auf der Straße nicht mehr teil. Wir hatten einen gemessenen Schritt, eine würdige Haltung angenommen. Wir begleiteten unseren Onkel auf allen Wegen, wenn auch manchmal, um ihm nicht lästig zu fallen, in einer gewissen Entfernung.

Manchmal durften wir mit ihm zu Schiff den Rhein hinauf. Dann betrachteten wir verstohlen sein Gesicht, wenn er die Landebrücke be-

stieg: seltsam, daß er nicht laut lachte über das Zwergenschiff, er, der auf einem so riesigen Schiffe gekommen war, daß dieses nur eine Art Rettungsboot gewesen wäre.

Das Tollste aber war, daß dieser Onkel plötzlich unser Schwager wurde, dadurch, daß er unsere Schwester heiratete. Unser Stolz war unbeschreiblich. Heut spüre ich ihn noch im Blut sich regen. Wir verstanden nicht, warum Mutter und Schwester weinten beim Abschied.

Und das Allertollste geschah, als drei Jahre später das junge Paar für immer nach Deutschland zurückkehrte, mit noch mehr Koffern, mit zwei kleinen Kindern und einer — indischen Amme, Alja genannt. Selbstverständlich standen wir am Bahnhof bereit, um die Heimkehrenden abzuholen.

Mein Schwager hatte noch mit dem Gepäck zu tun. Die Amme mit den Kindern wartete im Saal, weil im Vorraum des Bahnhofs bald die Menschen sich stauten, die sie betrachteten. Sie war mehr schwarz als braun, ihr Haar dicksträhnig wie Pferdehaar, flach anliegend und röhrend fromm gescheitelt. Sie trug eine blaue Jacke und einen buntfarbigen Rock, der so eng um die Beine gezogen war, daß sie kaum ausschreiten konnte. Unbeweglich saß sie auf der Bank des Saales, unbeweglich, nicht aus brahmanenhafter Ruhe, gewissermaßen in einer Art Nirwana, sondern aus Furcht. Sie wagte den Kopf nicht zu drehen, die Augen nicht zu heben vor der Menschenchar, die bald vor ihr sich zusammendrängte. Sie schien aber weniger für sich als für die Kinder zu fürchten, denn sie hielt beide auf dem Schoß, jedes schützend in einen Arm gedrückt. An der einen internen Nasenseite hatte sie wahrhaftig eine Perle als Schmuck im Fleisch stecken. Ein Mädchen saß da, von einem fremden Stern heruntergefallen. Die hypnotisierten Augen, die an ihr hingen, sahen Elefanten und Palmen wie Bilder einer fernen Fata Morgana über dem Scheitel ihres Haares aufsteigen.

Unser Haus wurde mir zum Tempel, ich ging nur noch auf Beinen die Treppe hinauf, ich tastete leise über das Treppengeländer, das jene fremde braune Hand gestreift hatte. Ich sog mit trunkenen Atemzügen den Geruch des fremden Haares ein, der über der Treppe schwebte. Ich schllich in den Garten, um von der Rückseite des Hauses vielleicht das schwarze Haar für eine Sekunde zu erspähen. Dabei

war ich versucht, scheu zur Seite ins Gebüsch zu sehen, ob nicht ein Tiger hervorkomme.

Ich stand eine Stunde vor ihrer Tür mit Herzklöpfen und hörte ihren Gesang. Ich träumte von Freundschaft, ja von Liebe. Ich hielt die Hände in die Sonne, um sie zu bräunen, denn ich schämte mich, daß sie so nordisch weiß waren. Ich versuchte, aus einem kleinen Buch, das ich bei meinem Schwager fand, ein paar Worte Hindostanisch zu lernen, konnte „Guten Tag“ und „Gute Nacht“ sagen, sechs Worte vom Wetter sprechen, Briefmarken kaufen, im Hotel nach einem Zimmer fragen.

Aber ich kam nicht dazu, meine Kenntnisse anzubringen. Denn wenn ich an der Märchen-gestalt vorbeiging, wagte ich nicht einmal einen Blick in das begehrte Gesicht zu tun, geschweige den Mund zu einem kameradschaftlichen Lachen zu zwingen und meinen hindostanischen Gruß aus mir heraus zu tun.

Die Alja führte die Kinder jeden Morgen spazieren. Ich blieb manchmal aus der Schule, um von weitem heimlich hinter ihr her zu gehen. Wie eine exotische Blume wandelte sie zwischen den nüchternen europäischen Häusern. Blieb sie stehen, schien sie angewachsen. Gelb und weiß gestreift war ihre lose Jacke, hellblau ihr Rock.

Die ersten Tage war sie stolz, daß sie von den Leuten unterwegs beachtet wurde. Aber bald wollte sie nicht mehr vor die Tür, allzu viel Kinder ließen hinter ihr her. Rheinische Kinder, die an tollem Lärm mehr leisten als alle anderen Kinder der Welt!

Nun blieb sie im Garten, pflegte die Kinder, huschte über die Treppen, sah niemanden im Hause an, so daß man wirklich dachte, wir seien alle verzaubert und für sie unsichtbar. So unsichtbar, daß ich manchmal an mir hinabsah, ja mich befühlte, um mich meiner Wirklichkeit zu vergewissern!

Sie hantierte in der Küche. Daz dann und wann die anderen Menschen im Hause essen mußten, war ihr gleichgültig. Für sie gab es im Hause nur die beiden Kinder, die alles zur Minute haben mußten: Nahrung, Bad, Schlaf. Ihre beiden Kinder! Ja, es waren längst ihre eigenen Kinder geworden. Sie sah auch die Eltern nicht mehr an. Sie hörte Befehle nicht, sie hantierte in Küche und Schlafzimmer nach ihrem Belieben. Sie saß im Garten, oder bei Regen im Zimmer mit den Kindern und sang. Wir standen hinter Büschen oder dicht mit dem

Ohr an der Tür, um diesen fremden Sang zu hören.

Als meine Schwester einmal ins Zimmer trat, um selbst die Kinder für eine halbe Stunde an sich zu nehmen und mit ihnen zu spielen, fauchte sie wie ein Tiger in den Dschungeln. Wir standen in der Tür, man sah ihren Atem fast aus dem Mund zischen. Sie hielt die Kinder in den Armen fest. Bald durfte meine Schwester ihren eigenen Kindern nicht einmal mehr „Gute Nacht“ sagen.

Immer mehr wurde die Aja zum Tier. Sie verließ kaum noch das Zimmer. War sie davon entfernt und hörte einen Schritt auf der Treppe, gleich stürzte sie zu den Kindern zurück.

Wir sahen oft durchs Schlüsselloch. Sie schien eher einer zärtlichen Affenmutter ähnlich, die ihre Kleinen wiegt. Wenn sie einen Nachmittag in Ruhe gelassen wurde, hörte man sie mit den Kindern lachen. Es war mehr wie ein Gurren und Krähen, völlig tierische Laute, die die Kinder von ihr annahmen. Meine Schwester und auch mein Schwager ließen die Aja mehr und mehr in Ruhe, aber nicht weil sie an dem allen nichts zu ändern gewünscht hätten, sondern aus Furcht. Das kleine schmale Tier aus Indien sprang meine Schwester an, wenn sie ins Zimmer wollte. Heimlich war darum in englischen Blättern eine Anzeige erlassen worden, in der eine Familie gesucht wurde, die nach Indien mit kleinen Kindern zurückreise und die Aja vielleicht mitnehmen wollte.

Es fand sich auch eine solche Familie. Mein Schwager vermochte es, der Aja klar zu machen, daß sie nun, wie der Vertrag es vorgesehen, zurück müsse und könne. Er wollte sie selbst nach London bringen.

Aber am Morgen der Abreise war sie nicht einmal angekleidet. Sie schloß das Zimmer nicht auf. Der Herr aus London mußte selbst kommen, sie holen. Es war der Großvater der Familie, mit langem Weißbart, voll Humor und Frische. Er zeigte ihr die Photographien der Kinder, mit denen sie in ihre Heimat zurückfahren sollte. Sie spie die Bilder an, riß ihre, fast hätte ich gesagt, eigenen in die Umklammerung ihrer Arme, die dabei lang, dünn, braun, haarig aus der gelbgestreiften Facke hervor kamen. Ich stand im Türspalt und sah zu.

Am Abend des Tages nach einer Arbeit von vielen Stunden, ohne daß er inzwischen gegessen hatte, kam der alte Herr die Treppe herunter, wischte sich den Schweiß, sagte: „All right!“

Den Abschied kann ich nicht beschreiben. Denn ich war nicht zugegen. Als wir aus der Schule kamen, war die Aja aus Indien fort, die Kinder schon in der Obhut einer deutschen Amme. Sie hatten nach grausamer Kinderart die indische schon vergessen.

Aber ich habe auch nicht erzählen hören, wie der Abschied vonstatten ging, ob unter Geschrei, wie ich mir vorstelle, oder stumm. Nicht einmal meine Mutter erzählte mir davon, auch nicht in späteren Jahren, wenn ich nach dieser Sache fragte. Wie man von ernsten Dingen nicht spricht.

Ich habe bis heute das Gefühl, daß es ein wahrhaft das Herz zerschneidender Abschied gewesen sein muß. Heute könnte ich leicht fragen, ich sehe meine Schwester und meinen Schwager oft. Aber ich ehre ihre Stummheit und bleibe selbst stumm. Groß und geheimnisvoll wie der indische Urwald bleibt so dieser Abschied.

Einsamer Hund.

Am Hügel hinten, nah dem Wald,
Ein mürrisch Bauernhaus;
Vom dunkeln Schopf der Kettenhund
Wolfsgierig äugt hinaus.

Er zerrt und rüttelt, nimmer kommt
Er von der Kette los:
Es scheuert sich am Halse wund
Der arme Teufel bloß.

Am Hügel hinten, nah dem Wald,
In Einsamkeit gehüllt,
Ein rechtes Hundeschicksal ist's,
Das dort sich grau erfüllt.

Nur einen Kameraden hat
Er in der kalten Welt,
Das ist der Widerhall, mit dem
Er um die Wette bellt.

Sein Widerhall am Waldrand dort,
Der gleich ihm selber kläfft,
Hat manchen lieben Nachmittag
Ihn stundenlang geäfft. . .

Dominik Müller.